

Zwischen Urteil und Vergebung

Mutter hatte damals, ohne es zu wissen, zwei Männer geheiratet: den Arzt und den Richter. Das Erstaunliche an der Sache war, dass sie beide gemeinsam unter einem Dach lebten, ohne von der Existenz des jeweils anderen zu wissen. Es war ein gemütliches Haus, in dem wir lebten. Klein, doch mit allem, was man zum Leben brauchte. Hinter dem Haus stand ein kleiner Hühnerstall. Jeden Morgen riss mich das hungrige Geschrei der Hühner aus dem Schlaf. Ich stand auf und fütterte sie. Die Hühner waren nämlich meine Aufgabe. Es lag an mir, sie zu füttern, ihre Nester sauber zu halten und dafür zu sorgen, dass es ihnen an nichts fehlte. Manchmal vergass ich diese Verantwortung, aber dann schimpfte der Richter mit mir.

Der Richter war ein ernster Mann, streng und unnachgiebig. Für ihn war das Leben eine einzige Kette von Verantwortlichkeiten, in der immer jemand Schuld trug und dieser Jemand war meist ich. Bereits als Kind fürchtete ich seinen durchdringenden Blick, der mich auf Schritt und Tritt zu verfolgen schien. Seine Worte waren messerscharf, jedes von ihnen wie ein Stich in mein Herz. Der Richter war das Gesetz, und das Gesetz war unveränderbar. Wenn er also glaubte, den Schuldigen gefunden zu haben, gab es keine Diskussionen und kein Entrinnen mehr. Er sperrte mich in mein Zimmer ein, wo ich stundenlang allein mit meiner Scham zurückblieb. Er liess mich dort, verwundet und klein. Doch irgendwann ging die Tür wieder auf. Es war nicht der Richter, der mich aus meinem Gefängnis befreite. Es war der Arzt. Er kam zu mir, setzte sich an meine Seite, nahm mich in den Arm und flüsterte mir beruhigende Worte zu. Seine Stimme war warm, seine Berührung tröstlich, und ich konnte den Rhythmus seines Herzschlags spüren, während er mich hielt. Er gab mir das Gefühl, wichtig zu sein, wertvoll, mehr als nur die Summe meiner Fehler. Doch heute weiss ich, dass seine Worte und Gesten bloss Pflaster auf offenen Wunden gewesen waren.

Ich wurde oft gefragt, in wessen Fussstapfen ich treten wolle: die meiner Mutter oder die meines Vaters. Doch wie hätte ich darauf eine Antwort geben können, wenn ich nicht einmal wusste, wer mein Vater war? War es nicht entscheidender, zu verstehen, wessen Kind ich war? Aber da diese Antwort mir fernblieb, blieb auch meine Reaktion stets dieselbe: «Weder noch. Ich möchte meinen eigenen Weg gehen, nicht den eines anderen.»

Manchmal blieb ich länger vor dem Hühnerstall stehen, als es nötig gewesen wäre. Dabei schaute ich den Hühnern zu, wie sie eifrig um das Futter stritten. Sie lagen in meiner Verantwortung, und ich war für ihr Wohlbefinden zuständig. Es war ein Gedanke, der mich gleichermaßen bedrückte wie faszinierte. In einer Welt, in der ich oft das Gefühl hatte, bedeutungslos zu sein, war es beruhigend zu wissen, dass es etwas gab, über das ich die Kontrolle hatte, so banal es auch erschien. Hin und wieder geschah es, dass ich ihnen das Futter absichtlich verweigerte. Ich liess die Hühner hungrig im Stall zurück und entfernte mich, um ihrer Unruhe zu entkommen. Doch das hungrige Geschrei, das immer lauter wurde, liess mir keine Ruhe. Es bohrte sich tief in mein Gewissen, bis ich schliesslich zurückkehrte, mit dem Futter in der Hand. Sobald ich es auf den Boden streute, vergassen die Hühner ihre Qualen. Sie vertrauten mir wieder, als wäre nichts geschehen und vergassen, dass ich es war, der sie hatte leiden lassen. Sie verziehen mir augenblicklich, als ich ihnen Liebe und Zuneigung schenkte.

In diesem Moment wurde mir bewusst, welchen Weg ich gewählt hatte.